

Uta Robbe

Hela

*Episoden aus dem Leben von
Frieda Rath (1906 – 1990)*



Ein Dachbodenfund



Copyright 2020 © by Uta Robbe, Heel'sche Hobby Historiker (Gunnar Hallmann,
Christian Newe, Werner Holl, Hannes Holtfester, Hans Lukoschus, Uta Robbe,
Jürgen Zuch)

Fertigstellungszeitpunkt: Februar 2020 – Version 1.0

Die Fotos stammen aus privatem Besitz.

Nachdruck und Verwendung für private und wissenschaftliche Zwecke bedürfen
der Zustimmung der Autorin Uta Robbe unter info@halbinsel-hela.de.

www.halbinsel-hela.de

Dachbodenfund

„Ich mache ein paar Tage Urlaub in Hela. Hast du Fotos von Oma und dem Haus wo die Familie bis zur Flucht gelebt hat?“ Die Frage meiner reiselustigen Cousine führte mich auf den Dachboden, wo ich in den seit mehr als 40 Jahren nicht mehr angerührten Nachlässen unserer Großmutter zu stöbern begann. Und ich wurde fündig. Zwei dicke Ordner voll mit Texten über Hela bargen auch 77 Schreibblockseiten. Sie steckten in Klarsichthüllen und enthielten die beidseitig handbeschriebenen Erinnerungen unserer Großmutter Frieda Rath, geborene Werner, die sie mit „Hela - Episoden aus meinem Leben“ betitelt hatte. Sie waren vergilbt und bereits schwer lesbar. Dennoch: Ich las fast eine Nacht hindurch und war von dem Erinnerungsschatz in meinen Händen vollkommen gefangen. In ihrer lebendigen Schreibweise und teils arg unter die Haut gehenden Erzählungen berichtet sie über ihre Jugend als Fischermädchen auf Hela, das Leben als Ehefrau des Dorfschullehrers und junge Mutter. Doch lassen wir sie selbst erzählen:

Ich bin in Hela am 4.2.1906 als Tochter von Wilhelm und Martha Werner, geb. Kunkel, geboren und erhielt den Namen Frieda. Mein Vater war Fischer von Beruf. Ich hatte noch vier jüngere Brüder. Wir wohnten in einem



Geburtshaus von Frieda Rath. Aufnahme von ca. 2010.

schmucken kleinen Fachwerkhäuschen direkt der Kirche gegenüber. Meine Mutter war oft krank. So musste ich als Mädel und Älteste schon recht früh mitanpacken, um die kleineren Geschwister zu versorgen, wenn Mutter nicht konnte. Mein Bruder Erich war gerade einen Monat alt,

als meine Mutter 1916 wegen einer Blinddarmentzündung nach Danzig ins Krankenhaus zur Operation musste. Da mein Vater zu der Zeit in Gruppe¹ kaserniert war, standen wir plötzlich ohne Vater und Mutter allein da. Meine unverheiratete Tante Hanne nahm sich unser an. Wir zogen mit dem nötigsten versehen zu Oma und Tante rüber. Mein kleiner Bruder schrie oft. Ich eilte dann an sein Bettchen und hob ihn raus um ihn zu beruhigen. Dabei muss ich ihn irgendwie verrenkt haben, denn nun schrie er erst recht. In meiner Angst lief ich zu Frau Oberpostmeisterin Lull rüber, die uns in Krankheitsfällen oft geholfen hatte und wollte sie bitten, sich meinen Bruder darauf hin mal anzusehen. Oben auf der Treppe verging mir der Mut und ich schluchzte laut in meiner Verzweiflung. Sie muss mich aber gehört haben, wusste auch von unserer Misere und kam gleich mit mir. Sie konnte helfend

¹ Gruppe ist ein Ort zirka 20 km nordöstlich der Stadt Schwetz (pl. Swiecie) in Westpreußen. Heute heißt der Truppenübungsplatz *Poligon Grupa* und wird von der polnischen Armee genutzt.

eingreifen und wer war dankbarer als ich. Sie zeigte mir dann, wie ich mit meinem Brüderchen umzugehen hatte. Wir mussten lange ohne meine Mutter auskommen. Obwohl die Blinddarmoperation gut verlaufen war, bekam Mutter noch Lungen-, Bauchfell und Rippenfellentzündung dazu. Wir haben sehr um ihr Leben gebangt, aber nach vielen Wochen durfte sie endlich nach Hause. Da sie viel Schonung brauchte hieß es: Nun musst du tüchtig helfen. Ich kann mich entsinnen, dass ich als Zehnjährige auf einen Hocker am Herd steigen musste, um in die Kochtöpfe sehen und rühren zu können.

Schulzeit

Als Kinder war es für uns immer ein großes Vergnügen, wenn unsere Oma von früher erzählte. Besonders gern hörten wir ihre Erzählungen über die Schulzeit, denn so streng wie es damals zugegangen sein musste, konnten wir es uns überhaupt nicht vorstellen. So manches Mal tauschten wir heimliche Blicke, die Großmutter's Erinnerungen in Frage stellten. Jetzt, als erwachsene Menschen, lesen wir in ihren Memoiren genau diese Begebenheiten wieder ... und erneut sind wir fassungslos, wenn sie von Lehrkräften berichtet, die zur Bestrafung mit dem Lineal auf ausgestreckt hingehaltene Kinderhände schlugen und den Rohrstock zur Züchtigung einsetzten. Besonders extrem sei die Bestrafung einer Mitschülerin gewesen, schreibt meine Großmutter, die vom Lehrer wegen nicht gemachter Hausaufgaben mit den Zöpfen an die Klemme des Wandkartenhalters gebunden wurde. Die wurde dann stramm angezogen und das Mädchen musste an den Haaren „gefesselt“ in der Ecke stehend den Rest der Stunde verbringen. Trotz dieser abschreckenden Erzählungen ist unsere Oma gern zur Schule gegangen. Sie berichtet in ihren „Episoden aus meinem Leben“:

Mein Lehrer hieß Otto Laskowski, hatte 4 kleine Kinder. War für mich einer der besten Lehrer. Ich war sehr wissbegierig, strebsam und versuchte sogar seine Schriftzüge nachzuahmen. Ich glaube, ich war eine seiner Lieblingsschülerinnen. Die letzte Klasse wurde mir dann langweilig, sodass ich oft als Helferin bei den jüngeren Schülern eingesetzt wurde. Ich half beim Hefte verbessern, Chroniken schreiben und dem Anfertigen von Programmen für Schulfeste oder Theateraufführungen. Ein Nein erlaubte ich mir nicht, obwohl ich an manchen Nachmittagen gern etwas anderes gemacht hätte.

Meine Schule lag unserem Elternhaus gegenüber, ebenso die Kirche und der Friedhof. Wir ältere Schüler wurden zwei Mal im Jahr zum Friedhof der

Heimatlosen geführt um die Gräber zu pflegen. Aber oft war er noch Ziel, als wir längst aus der Schule entlassen waren.



Das damalige Schulgebäude. Aufnahme von ca. 1995.

Das dörfliche Leben

Das Leben auf Hela im frühen 20. Jahrhundert muss entbehrensreich gewesen sein. Ohne fließend Wasser, Supermärkte, ärztliche Versorgung und kulturelle Angebote waren die Menschen auf sich und entsprechende Vorratshaltung gestellt. Doch man half sich gegenseitig, verbrachte beim Netze flicken so manchen langen Winterabend. Unsere Oma hat dieses Beisammensein von Alt und Jung als schön empfunden. Auch noch Jahrzehnte später hat sie das Zusammengehörigkeitsgefühl und Vertrauen der Helschen untereinander als etwas besonders Wertvolles empfunden und uns gern davon erzählt:

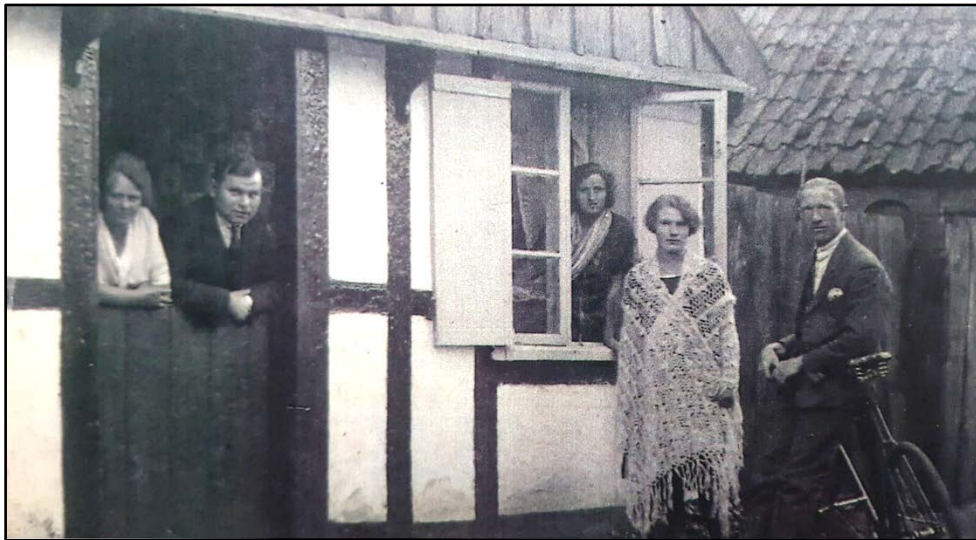
Hela war eine sagenumwobene Halbinsel, auf der fast nur Fischer wohnten. Es gab ein Postamt, ein Pastorat und eine Schule, ein Milchgeschäft, eine Bäckerei und zwei Lebensmittelgeschäfte. Die letzteren hatten auch Gaststättenbetrieb mit Alkoholausschank. Dann waren noch das Kurhaus und die berühmte Löwengrube, die nur im Sommer geöffnet hatten. Das war alles in meiner Kindheit da.

Obwohl Hela fast ganz von Wasser umgeben war, musste Trinkwasser weit hergetragen werden. Eine Wasserleitung gab es damals nicht. Ganz Hela besaß im Dorf nur fünf oder sechs Pumpen. Jeder hatte in der Küche ein großes Wasserfass, dahinein gingen 10 bis 12 Eimer Wasser. Es war sehr eisenhaltig, darum mussten Eimer und Fass oft gescheuert und gereinigt

werden. Zum Wäsche waschen und spülen war eine Pumpe vorhanden, die sehr klares Wasser gab. Oft aber wurde die Wäsche in der See gespült.

Der weiße Seesand, der fast so weiß und weich wie Kartoffelmehl ist, wurde zur Dielenbedeckung gebraucht. Die Dielen bestanden aus rohem, gehobeltem Holz. Wenn die Fischer ihre Netze flicken mussten, die ja nicht sehr sauber waren, fielen bei der Arbeit viele Schuppen auf den Boden. Diese wurden nach der Flickarbeit ausgefegt. Hinterher wurde wieder weißer Sand gestreut.

Die Fischer lebten in Fachwerkhäusern. Die Balken wurden schwarz geteert und die Füllung weiß getüncht. Das wurde jedes Jahr vor Pfingsten neu gemacht. So sahen die Häuser stets sauber, wenn auch klein, aber adrett aus.



Frieda (rechts aus dem Fenster blickend) mit Kurgästen in ihrem Elternhaus, ca. 1925.

Sontags, wenn die Glocken zum Kirchengang läuteten, gingen die Menschen zum Gottesdienst. Zumindest einer aus der Familie bestimmt. Jeder hatte seinen Platz in der Kirche.

Auch war es Sitte und Brauch, dass jeder in der Frühe vor seiner Tür die Straße säuberte und im Sommer wurde in der Dürrezeit morgens erst die Straße mit Wasser gesprengt, denn eine Asphaltstraße gab es nicht. In der Mitte der Straße waren zwei Reihen Lindenbäume gepflanzt, die schon mächtig groß waren.

Für den Winter wurde vorgesorgt. Wenn man nicht genug eigne Kartoffel geerntet hatte, wurden vom Festland welche zugekauft. Ebenso Mehl zum Brot backen u. Salz zum Fleisch einpökeln. Jeder zog ein bis zwei Schweine groß, um sie später zu schlachten. Eine Fleischerei hatte man nicht im Dorf. Nur wenn man mal gelegentlich nach Danzig oder Putzig kam, wurde Frischfleisch oder Wurst, auch mal ein frisches Brot mitgebracht. Das war aber selten genug. Es wurde meistens Fisch gegessen. (Will hier nur kurz einblenden, als wir Hela 1937 verlassen mussten, glaubte ich, dass wir nun verhungern müssten, da wir doch keine Fische bekommen würden, die wir bislang doch täglich und umsonst hatten.)

Brot wurde selbst gebacken, 14 bis 16 Laibe. Wir waren ja auch eine große Familie. Obwohl die letzten Brote schon recht hart und trocken waren, gab es kein Murren darüber; es wurde gegessen.

Es gab wenig Obst in den eigenen Gärten. Wenn vorm Winter an Obst etwas übrig war, wurden die Leckereien vor den Kindern versteckt. Alte Leute hatten sich schon lange vor ihrem Tod einen Sarg gekauft, der auf dem Hausboden stand. Dieser diente oft als Versteck von Äpfeln und Backobst. Und was soll ich sagen – nicht immer war dieses Versteck sicher!

Nun die Behausung. Obwohl mehrere Zimmer vorhanden waren, wurde alles im größten Zimmer gemacht. Dort wurde gegessen, Schularbeiten gemacht, Netze geflickt, gesungen und auch geschlafen. Nur ein Zimmer wurde im Winter beheizt. War nicht Schlafplatz genug für eine große Familie vorhanden, schliefen diese in anderen Räumen, aber kalt. Der Ofen wurde mit Holz geheizt. Es wurde im Winter Holz im Wald geschlagen, so nannte man es.

Geschichten und Schabernack

Der Vater unserer Oma, Wilhelm Werner, soll ein begabter Geschichtenerzähler gewesen sein. Bei den häuslichen Zusammenkünften ging es manchmal so spannend zu, dass sich die sowieso schon abergläubischen Helsen aus Angst vor bösen Geistern nur ausgesprochen zögerlich nach Hause wagten.

Ich war ein sehr ängstliches und sensibles Kind. Wir hatten in den Jahren des Ersten Weltkrieges noch kein elektrisches Licht. An Petroleum musste gespart werden, Lampen und Zylinder täglich gesäubert werden,

was stets die Aufgabe meines Vaters war. Eine Hofbeleuchtung gab es nicht und oft war auch nicht einmal eine Taschenlampe vorhanden. Unsere Toiletten befanden sich weit hinten am Hofende. Beileibe keine vornehmen, nur einfache Plumpsklos. Leider musste ich sie mal am späten Abend aufsuchen, Angst im Bauch und klopfenden Herzens. Erreicht hatte ich sie. Es galt nun den Rückweg anzutreten. Geradeausblickend bewegte sich ungefähr drei Meter vor mir etwas Undefinierbares. In meiner Phantasie glaubte ich an ein Untier, das sich mir zu nähern schien. Ich hätte nicht laufen können vor lauter Angst. Ich fasste allen Mut zusammen und ging auf das Ungetüm los. Es war eine Zementtonne, die ganz harmlos war. Ich habe mich geschämt es zu erzählen. Dies Erlebnis ist mir bis heute so lebendig haften geblieben.

Mein Vater konnte wunderbar singen und er tat es fast täglich abends beim Netze flicken und freute sich, wenn auch wir Kinder mitmachten. Er konnte spannende Anekdoten und Geschichten sowie eigne Erlebnisse in so spannender Weise weitergeben, dass auch Besucher vergaßen nach Hause zu gehen. Waren es Gruselgeschichten, weigerte sich mein Cousin Otto Ewald, der uns nur gegenüber wohnte, allein nach Hause zu gehen, zumal er am Friedhof vorbei musste und glaubte Gespenster zu sehen.



Die Eltern von Frieda Rath geb. Werner, ca. 1935.

Beim Thema Schabernack muss ich in den Jahren etwas springen. Es war 1928 als mein Vater mit viel Überlegung und gutem Zureden von Seiten meines Mannes einen neuen Fischkutter kaufte. Die volle Besatzung war da, bestehend aus Vater und seinen Jungs. Es war der größte Kutter im ganzen Hafen. 13 Meter lang und mit einem Steuerhaus. Die Fischer hatten mittlerweile eingesehen, dass ein Steuerhaus auf ihrem Fahrzeug doch ein

großer Vorteil war und so hatten alle Kutter bis auf einen – und das war der von Johann Dahl - schon Steuerhäuser. Er galt sowieso als Sonderling und daher auch etwas sturköpfig. Eines Tages waren die Fischer mehr als erstaunt und noch mehr der Fischer Dahl, als er seinen Kutter auch mit einem Steuerhaus versehen im Hafen sah. Aber das konnte doch nicht sein! In Wirklichkeit hatten sich Luftküsse daran gemacht und hatten ihm ein W.C. raufmontiert, das dem Fritz Walkows (großen Fritz genannt) gehörte. Nun waren zwei Empörte und das Gelächter war groß. Fritz W., der das Häuschen unbedingt brauchte, musste es schnell vom Kutter abholen, noch unter vielen Mühen, ehe der erzürnte Dahl es wahrscheinlich demoliert und ins Wasser geworfen hätte. Noch lange ist darüber gelacht worden und die Täter hat man auch nicht ermittelt. Lange dauerte es dann nicht mehr, dann hatte auch Johann Dahl ein richtiges Steuerhaus auf seinem Kutter.

In Hela feierte man gern und hielt an Sitten und Gebräuchen fest. Sie teilten den Jahresablauf und überlebten nicht zuletzt durch die relativ abgeschiedene Lage der Halbinsel oft über Jahrhunderte. Unsere Oma Frieda hat sie zeitlebens nicht vergessen und häufig davon erzählt:

Vom Aberglauben habe ich schon kurz berichtet. Wenn Hochzeit bei uns in Hela gefeiert wurde, war das ganze Dorf auf den Beinen. Heute müsste man annehmen, dass die Helaer sehr reich gewesen sind. Eine vierköpfige Musikkapelle war bei einer Hochzeitsfeier immer dabei. Am Polterabend ging es schon hoch her. Vor jedem Haus der geladenen Gäste wurde ein Ständchen gebracht. Die Brautjungfer lud bei dieser Gelegenheit offiziell zur Feier ein. Dabei bekam sie stets einen Schnaps. Am Hochzeitsmorgen wurden Girlanden und Fähnchen an dem Hochzeitshaus von den jugendlichen Gästen angebracht. Dabei erfuhren sie, wer ihr Tanzpartner war. Für Sträuße der Damen musste der Herr sorgen, der sie dann auch im Hochzeitszug zur Kirche begleitete. Essen und Trinken war reichlich und dafür gab es eigens einen Mundschenk. Geschenke waren oft praktischer Art und meist kannte sich das Hochzeitspaar von Kindesbeinen an.

Dass gerade bei Seeleuten das Trinken groß geschrieben wurde, ist wohl auch heute noch Brauch. Wenn über den Durst genossen wurde, kam es wohl auch mal vor, dass, so wie bei Frau und Herrn Schmidtchen, Messerstich gespielt wurde. Ich kenne dieses Spiel noch, aber meine Kinder wohl nicht mehr. Es ist ein Haufen Sand, wo man ein spitzes Messer mit Schwung und Kraft hineinwirft. Man kann es mit zwei oder mehreren Personen spielen.

Sind aber diese Spieler nicht mehr ganz nüchtern, kann es auch gefährlich werden. So war es bei Schmidtchens gekommen, dass es zu einem nicht vorhergesehenen Prozess kam. Aber letzten Endes waren sie doch auf den Partner angewiesen, der dann vor dem Kadi versprechen musste, dies Spiel nicht wieder zu spielen. Ich weiß auch, dass der Familienstreit zum Dorfgespräch wurde. Bald danach ist das Spiel abgeschafft worden oder ist in Vergessenheit geraten.



Frieda Rath mit ihrem Sohn Gerhard auf der belebten Dorfstraße, ca. 1935.

In Hela waren wir alle evangelisch. Ich selber wurde im Oktober 1920 bei Pastor May konfirmiert. Es war zwei Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, doch zu essen hatten wir, da wir ja Fische hatten u. vieles eintauschen konnten. Nur zum Anziehen gab es nichts. Mein Vater nahm Beziehung mit Frau Pastor Seeger in Berlin auf und diese besorgte dann den schwarzen Stoff zu meinem Einsegnungskleid. Ich hatte zwar eins, aber ich kann mich gut erinnern, dass ich es nie gern getragen habe und wann trug man schon schwarz? Es war aber Sitte, dass alle Konfirmanden schwarz gekleidet waren zur Einsegnung. Wir waren drei Mädels und drei Jungen.

Osternschmakostern!! Wir als Kinder freuten uns Schmakostern zu gehen. Es war einfach Sitte. Frühmorgens schon ging eine Reihe von Kindern mit Ruten zu Spätaufstehern. Wenn sie noch im Bett vorgefunden wurden, wurden sie mit diesen Ruten traktiert. Es ging dabei nicht sanft zu. Der Spaß war meist

auf Seiten der Urheber. Wollte einer der Angehörigen das verhindern, so musste dieser ihn freikaufen. Es waren damals Pfennige. Ich weiß aber von einem Fall, wo ich selbst dabei war, obwohl ich damals die Sitte nicht guthieß, dass ein Förster Lüpke uns Kinder bei seiner Frau hineinließ, wo sie ausgestüpt werden sollte. Es war mir sehr peinlich, seine Frau so unglücklich im Bett zu sehen, während er sich halbtot lachen wollte. Er ließ es sich nicht nehmen, den Kindern ein tüchtiges Taschengeld zu geben.

Mein Vater ging am Ostermorgen vor Sonnenaufgang, als wir noch Kinder waren, am Außenstrand Osterwasser schöpfen. Es sollte uns zur Schönheit und Gesunderhaltung verhelfen. Dabei durfte er unterwegs kein Wort mit jemandem sprechen. Waschen mussten wir uns damit. Auch ein Aberglaube?

Die Helaer waren sehr abergläubisch. Wenn ihnen auf dem Weg zur Arbeit eine schwarze Katze über den Weg lief, drehten sie um und fuhren nicht zur See. Sie meinten dann erfolglos zu sein. Im Laufe der Zeit änderte es sich.

Weihnachten war ein Fest der Freude. Ein Tannenbäumchen fand man in jedem Haus. Dieses wurde nicht etwa gekauft, sondern aus dem nahen Wald geholt. Der Schmuck bestand aus rotbackigen Äpfeln, einigen Kugeln und oft aus rotem Lackpapier erstellten Ketten. Aber auch Lametta und einige Christbaumkugeln waren vorhanden. Kerzen mussten sein. Heilig Abend gingen alle zur Kirche, außer Mutter. Wir konnten kaum die Andacht abwarten, dann lief man schnell nach Hause zur Bescherung. Mutter hatte für jeden einen bunten Teller zurecht gemacht mit Nüssen, Süßigkeiten und Pfeffernüssen. Jeder bekam auch ein kleines Geschenk. Ein Spiel, eine Mundharmonika oder Baukasten. Wie war ich glücklich über eine kleine Puppe oder Handarbeit. Apfelsinen, die so selten und teuer waren, gab es eine für uns alle zum Kosten. Kuchen hatte Mutter gebacken, meistens Räderkuchen in Fett gebacken, denn einen Backofen besaß man nicht. Ein tüchtiger Schweinebraten, der vorher aus der Salztonne entwässert worden war oder Wildenten krönten das Fest. Der Weihnachtsbaum, d.h. die Kerzen, wurden angezündet und Weihnachtslieder gesungen.

Fischfang

Unsere Oma war immer sehr ängstlich. Bis ins hohe Alter „bangte“ sie um ihre Lieben und malte sich schlimme Szenarien aus, wenn mal jemand nicht zur abgemachten Zeit zu

Hause war. Dieses Gefühl führen wir nachfolgende Generationen auf ihre Kinder- und Jugendzeit zurück.

Die Helschen Fischer nannten meinen Vater den Kommandanten Donner. Führte er doch seinen Kutter mit seinen Söhnen, die dem erfahrenen Vater sehr folgsam waren, große Arbeitslust zeigten und sich stets einig waren, was von großem Vorteil war. Wenn niemand wagte bei stürmischem Wetter rauszufahren, Vater fuhr. Wenn dann der Fang noch gut gewesen war, wurde ihnen das auch von den anderen Fischern geneidet. Vater wagte meiner Meinung nach oft zu viel bei unsicherer Witterung. So habe ich stets Angst ausgestanden, wenn sich inzwischen Sturm eingestellt hatte und die Unsrigen, wie wir es nannten, noch nicht den Hafan erreicht hatten. Ich glaubte so ein Leben voller Angst auf Dauer nicht durchstehen zu können. Mir war dieser Beruf zu gefährvoll und schmutzig. Dennoch: Grundsätzlich fand ich es gut, dass ein Mann, der ein ganzer Kerl sein wollte, erst die Welt kennen lernen sollte. Er musste in fernen Ländern gewesen sein und dann durfte er erst heiraten. Schon der Entschluss, die Heimat zu verlassen, zeichnete den Mann aus. Ich hatte viele Bücher gelesen und wusste, dass man sein Leben auch anders gestalten konnte. Ich war wissbegierig und eine heitere Natur, liebte Geselligkeit und Tanz. Und doch sah ich wie die jungen Männer gerne dem Alkohol zusprachen und dass für sie nichts weiter galt als Arbeit und abends die Gastwirtschaft. Da schwor ich mir heimlich, nie einen Fischer zu heiraten.



Frieda mit ihren drei ältesten Kindern am Fischereihafen, 1933.

Im Frühjahr wurde mit Lachsnetzen Lachs gefischt und das nachts. Der Ertrag war niemals groß. Aber es wurden hohe Preise gezahlt. Erst als der Fang im Winter mit der Angel getätigt wurde, haben die Fischer oft einen Notgroschen auf die hohe Kante legen können. Diese Arbeit war sehr schwer und auch gefährvoll. Schon um 3 Uhr morgens brachen die Fischer auf, um ihre ausgelegten Angeln zu kontrollieren, denn es dauert viele Stunden Fahrt schon allein bis dahin zu gelangen. Die Angeln mussten dann wieder mit frischem Bestich, d.h. Heringen, versehen werden. Auch die Seehunde waren eine Plage. Oft erbeuteten sie die Lachse von den Angeln und raubten den Fischern so manch einen Fang. Es gab oft nur noch Reste, die sie übrigließen. Selten haben sich Fischer selbst Lachs

geleistet, da er teuer war und sie das Geld brauchten. Aber verletzte Lachse, durch Seehunde gerissen, wurden dann von der Besatzung des Kutters geteilt.

Gerne wurde bei uns zu Hause Pleckfink gegessen. Es ist ein Fischgericht, das bei uns zu Bratkartoffeln gegessen wurde. Es sind eingesalzene Breitlinge, auch Sprotten genannt, die ausgewässert und kleingeschnitten mit Pfeffer, viel Zwiebel und Essig einen Tag in dem Sud liegen müssen. Schmecken dann sehr gut. Seit ich aus meiner Heimat Hela fort bin, habe ich es nicht mehr gegessen, noch zubereiten können, da diese Fischchen hier nicht zu erhalten sind. Jedoch werden mir bei seltenen Verwandtenbesuchen noch ausgewässerte Aale, sei es gekocht oder an der Hitze gebraten, serviert, was jedesmal eine Delikatesse ist. Nur der penetrante Geruch des Fischeröstens an der Hitze ist nicht angenehm.

Tourismus

Der Tourismus war seit langem eine Nebeneinnahme der Helaer, die dafür auch ihre letzte Kammer leerräumten und ins Gartenhäuschen zogen, Andenkenstände aufbauten und zu bescheidenem Wohlstand gelangten. So auch in der Familie Werner. Unsere Oma Frieda berichtet darüber in ihren Erinnerungen:

Bei uns in Hela war die Bevölkerung schon immer rein deutsch gesonnen und evangelisch. Außer einer Familie Konkel, die katholisch war, sich aber voll eingegliedert hatte. Unter sich waren die Bewohner wie eine große Familie. Freud und Leid wurde untereinander geteilt. Uneingeladen konnte man jeden besuchen, die Türen standen Tag und Nacht offen.

Ich erinnere mich, als ich drei Jahre alt war. Wir wohnten damals bei meiner Großmutter mütterlicherseits, Johanna Emilie Düring, verheiratete Kunkel. Sie hatte ein Haus mit vier Zimmern, und sie musste einige davon im Winter wie im Sommer vermieten. Im Winter an Pommeraner und Kaschuben und im Sommer an Kurgäste. Meine Großmutter war Witwe und lebte von diesen Einkünften. Renten bekamen damals alte Leute nicht und waren somit abhängig von ihren Kindern. Die Fischer, die im Winter bei Großmutter wohnten, konnten nur von Hela aus ihrem Erwerb nachgehen, weil bei uns die Möglichkeit zum Fischen bestand, sonst aber die Putziger Bucht im Winter zugefroren war. Muss dazu noch erwähnen, dass um Hela herum die

Fischgründe am reichsten waren. So wohnte im Sommer auch eine Familie Brockhaus bei Großmutter. Da ich noch klein war, stellte sie mich auf einen Stuhl und zog mir ein rotkariertes Kleidchen an, über das ich mich so sehr gefreut habe und stolz darauf war, dass es mir noch heute, mit fast 72 Jahren, haften geblieben ist. Freude und Leid kann man schwer vergessen.

1920 wurde Hela nach den Versailler Verträgen Polen zugeschlagen. Immer mehr blieben deutsche Touristen aus und polnische Bürger belegten die Plätze. Es wurde eine Eisenbahn durch die Halbinsel gebaut mit Anschluss an Putzig und Danzig. Da der Touristenverkehr durch Vermietungen und Umsatz viel Geld brachte, schossen Hotels und Pensionate wie Pilze aus der Erde; Hela wurde überbelegt. Jeder Raum, ob Küche oder Flur, wenn nur ein Bett aufgestellt werden konnte, wurde vermietet.



Frieda Rath (Mitte) mit Freundinnen, ca. 1927.

Am Badegast wurde viel Geld verdient, wenn sich auch jeder räumlich sehr einschränken musste. Ich habe schon als junges Mädels im Alter von 19 bis 21 Jahren viel mit Vermieten und Kurgästen zu tun gehabt. Hatten wir doch sieben Räume vermietet und waren selbst in die Sommerwohnung gezogen. Meine Mutter hatte genug mit ihrem Haushalt und dem Räuchern und Verkaufen der Fische zu tun. Ich hatte die Kurgäste zu bedienen. Es machte mir Spaß. Es war aber nicht immer leicht, denn außer Frühstück sollte auch noch für eine große Familie Mittag gekocht werden. Es kam auch schon mal vor, dass wir eine ganze Wohnung mit Küche vermieten konnten, da auch Köchin und Kindermädchen mitgebracht wurde. Dann war es für mich

leichter. Eine Familie, aus Warschau kommend, lud mich am Ende ihrer Ferien zu sich nach Hause ein. Leider ließen meine Eltern mich nicht fahren. Obwohl ich gerne mal Polens Hauptstadt kennen gelernt hätte und ich mich mit diesen Gästen sehr gut verstand, die auch noch sehr reich waren. Meine Eltern hatten immer große Angst um mich und glaubten, ich könnte ihnen verloren gehen.

Hochzeit

Unsere Oma stand zeitlebens fest und zuverlässig an der Seite ihres Ehemannes, und er sorgte für seine Familie. Die Geschlechterrollen waren klar zugeteilt. Doch im Kontext der damaligen Zeit gesehen, kann man zwischen den Zeilen beider bodenständige Persönlichkeit erahnen. Sie stemmten sich den Stürmen des Lebens nicht entgegen, sondern machten das Beste draus. Diese Einstellung haben Frieda und Theodor ihr Leben lang für richtig empfunden, und beide haben ihre Ehe als glücklich bezeichnet.

Als 20-Jährige lernte ich meinen Mann kennen und lieben, der Lehrer in Hela war und aus Lodz stammte. Er sprach polnisch und deutsch und ich wurde sogar noch eine Zeit lang seine Schülerin. Ich nahm an einem polnischen Kursus teil, den er gab. 1927 heiratete ich Theodor Raczynski (Anmerkung: 1940 wurde der Nachname für die gesamte Familie in Rath geändert). Ich zog nun ins Schulhaus zu meinem Mann, der auch noch Organist war. Er hatte die Orgel nicht nur zu Gottesdiensten zu spielen, sondern auch bei Hochzeiten und Taufen sowie für saubere Altarwäsche zu sorgen, was später mir oblag. 13 Jahre war er Organist an der Kirche in Hela. Die Orgel musste mit dem Blasebalg betrieben werden. Wollte ich ihm beim Üben behilflich sein, hatte ich Mühe den Balg hinunterzutreten. Wurde zu leicht befunden mit meinen 94 Pfund.

Es war ein seltsames Gefühl, aus dem Fenster schauend, das Getriebe auf mein Gegenüber, mein Elternhaus, zu beobachten, wo sie nun ohne mich auskommen mussten. 1928 wurde unsere erste Tochter geboren. Im Sommer desselben Jahres wurde meinem Mann der Staatsdienst gekündigt und er wurde als lästiger Deutscher „abgebaut“. Ich glaubte, der Himmel fällt über uns ein. Außerdem wurde Theodor für sechs Wochen zum Militärdienst nach Graudenz befohlen. Gut, dass ich in der Zeit meine Eltern und Brüder hatte, denn ich musste umgehend die Schulwohnung räumen, da ein neuer polnischer Lehrer kommen sollte. Glücklicher Weise konnte ich in das Häuschen meiner Großmutter im Tobiasgang ziehen, das bis dahin der

Briefträger Sellin mit seiner Frau gemietet hatte. Das Häuschen hatte nur ein Zimmer, eine große Kammer, eine Küche und Flur. So vermietete ich dieses eine Zimmer an Kurgäste und zog mit meinem Kind in die Kammer um etwas zu verdienen. Das Organistengehalt war nur sehr klein und als mein Mann wieder nach Hela zurückkam, nahm er eine Stelle als Tankwart in der Rohölbude an. Auch kaufte er sich Fischergut und durfte bei Vater und meinen Brüdern mitfischen, die ja Boote und Fahrzeuge besaßen. Aber was für eine Umstellung für ihn. Theodor tat mir unendlich leid, aber er zeigte keine Niedergeschlagenheit, was uns das Leben erträglich werden ließ. Meine Eltern ließen mir in der schweren Zeit viel zukommen. Fische hatten wir ja genug zu essen und wir aßen sie gern. Meine Eltern schlachteten im Spätherbst immer zwei Schweine. Schinken, Speck und Wurst wurden geräuchert und der größte Teil eingepökelt. So haben wir nie Not gelitten. Wir lebten aber auch sehr bescheiden und konnten trotz des kargen Verdienstes im Monat einen 50 Markschein sparen.

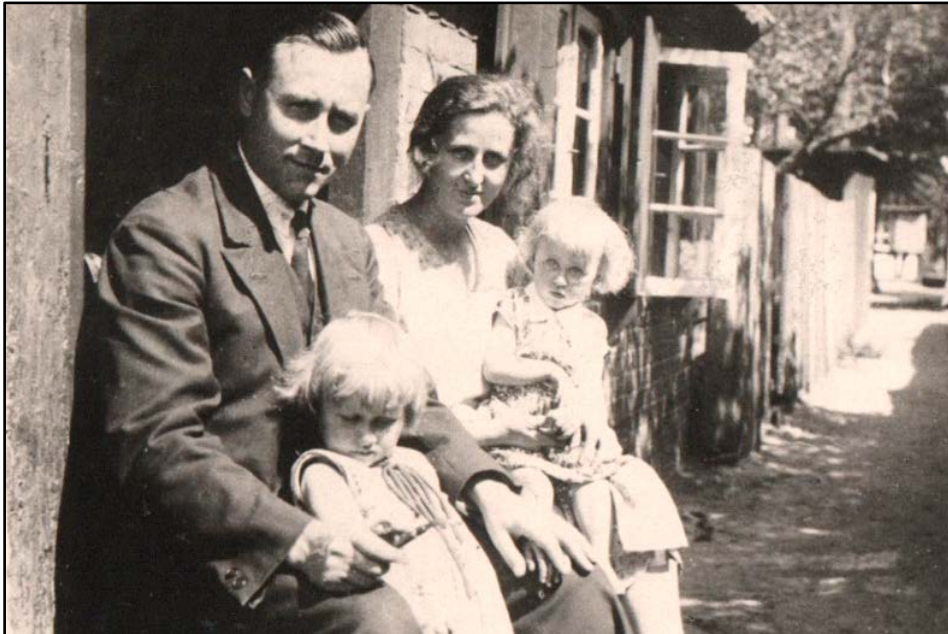


Der Verkaufsladen in der Dorfstraße, ca. 1937.

1929 wurde unsere zweite Tochter geboren, 1933 unser Stammhalter. Als sich nach vier Jahren dann noch ein weiteres Baby ankündigte, mussten wir uns nach zusätzlichen Einnahmequellen umsehen. Als ein Verkaufskiosk frei wurde und wir ihn mieten konnten, haben wir versucht, durch Andenkenverkauf etwas dazu zu verdienen. Ich half meinem Mann so gut ich

es konnte. Vertrat ihn an der Rohölbude, kassierte Geld für E.-Licht und Brennstoffe, machte die Wirtschaft und stand im Sommer noch im Kiosk und verkaufte Bernsteinsachen.

Meine Arbeit begann oft schon um 5 Uhr in der Frühe. Denn Wäsche musste gewaschen sein und Mittag vorgesorgt werden. Es wurde dann doch zu schwer für mich, zumal es damals keine Waschmaschinen und keine Elektroherde gab. So nahmen wir uns für die Zeit meiner Niederkunft ein Dienstmädchen an. Monatlich 24 Mark erhielt sie bei freiem Essen. Als unser viertes Kind 1937 geboren wurde, war es zu der Stunde, wo Löwengrubenwirt Feyerabend zu Grabe getragen wurde, und mein Mann als Organist mit den Schulkindern singen musste.



Theodor und Frieda Rath mit den ersten beiden Kindern, ca. 1936.

Das erste Jahr nach der Inventur hatten wir nichts verdient, aber unseren Bestand an Ware vermehrt. So hatten wir im zweiten Jahr schön verdient. Erst später wurde uns bewusst, dass wir hätten reich werden können, wenn wir uns selbstständig gemacht hätten mit dem Verkauf von Rohöl und Petroleum. So haben wir aber für die Genossenschaft gearbeitet und selbst nicht viel verdient. Obwohl wir einen enormen Jahresumsatz vorweisen konnten und mein Mann das Vertrauen der Direktoren der Firma Gasolin genoss.

Ich musste viel Mut aufbringen in dieser Zeit. Mit meinen nicht ausreichenden Sprachkenntnissen versuchte ich es dennoch. Wenn mein

Mann mich mal am Kiosk vertrat, verkaufte er die Waren immer zu billig. So überließ er mir gern den Verkauf und ich fand an diesem Handel Gefallen. So stümperten wir uns durchs Leben. Ich weiß nicht, war es das Heimatgefühl, das uns solange in Hela hielt? Man hätte doch auswandern können und sei es auch bis Danzig. Wir hätten bestimmt etwas Besseres gefunden als diese Arbeit in Hela. Aber mein Mann fühlte sich hier wohl und war bei den Helsen als Vertrauensperson aufgenommen, der ihnen in vielen Steuersachen helfen konnte, da er das Polnische alles übersetzen konnte. Deshalb war er aber auch vielen Polen im Wege.

Ausweisung aus Hela

Von 1928 bis 1937, der Zeit der Entlassung meines Mannes als Lehrer aus dem Staatsdienst, war eine schwere Zeit, an die ich mit Wehmut denke. Für die Polen waren wir lästig geworden und so wurden wir mit fünf weiteren Familien ausgewiesen. Wir hatten Frist bis zum 1.10.1937. Unsere Jüngste war gerade ein halbes Jahr alt und wo sollten wir nun hin? Die betroffenen Familienväter fuhren nach Danzig um Erkundigungen einzuziehen und das Auswärtige Amt um Unterkunft zu bitten. Wir waren ja inzwischen polnische Bürger geworden. Aber wir hatten gute Fürsprecher und Beziehungen. Es wurden uns Wohnungen in Danzig-Bürgerwiesen zur Verfügung gestellt, die für Postbedienstete gebaut worden und gerade bezugsfertig waren. Wir und auch die anderen Familien hatten je drei Zimmer und Kammer. Wir mussten nur noch den letzten Bauschutt zu entfernen. Da Danzig nun Freistaat war und es damals schon viele Arbeitslose gab, mussten die Männer sich verpflichten, keine Arbeit dort anzunehmen. Unsere Möbel und Hausrat durften wir aus Hela mitnehmen. Ich werde den Tag des Abschieds nie vergessen. Meine Mutter war durch einen Schlaganfall gelähmt. Ob ich sie noch mal wiedersehen durfte lag in Gottes Hand. Auch glaubte ich verhungern zu müssen in Danzig, da wir nun doch keine Fische mehr hatten, von denen wir sonst täglich und umsonst essen konnten.

Unsere Großeltern sind im Laufe der nächsten Jahre mehrfach umgezogen. Theodor wurde als Lehrer kreuz und quer in Westpreußen versetzt (Neuteich, Brodsack, Groß Starsin und andere) und hatte den Neuaufbau der deutschen Schulen in den „befreiten Gebieten“ zu organisieren. Das hatte zur Folge, dass die Familie mehr als drei Jahre nicht mehr zusammenleben konnte und Frieda allein die Verantwortung für Haushalt und vier schulpflichtige Kinder zu tragen hatte. Im März 1945 floh sie mit ihren Kindern vor der

immer näherkommenden Front zurück nach Hela. Theodor war seit Januar 1945 als Landsturmmann vom Militär gezogen. Seit Wochen gab es von ihm kein Lebenszeichen mehr.

Wir hatten 16 Gepäckstücke, unter anderem auch Betten. Ich habe so viel Elend gesehen u. wollte meinen Kindern das Erfrieren ersparen. Meine Schwägerin Herta Werner kam mit der Karre und holte uns vom Helaer Bahnhof ab. Vater wusste gar nicht, dass wir zu ihm kommen wollten. Er und die Brüder waren auf See. Sein Haus war mit Soldaten und Flüchtlingen sehr belegt. Aber er schaffte auch für uns Platz. Er freute sich, dass wir bei ihm waren. Wir wurden statistisch erfasst und zur Gruppe Hela zugeschlagen. Es stand fest, dass wir alle auch in Bälde Hela verlassen mussten. Ein Kollege meines Mannes leitete die Evakuierung. Er wusste auch von Theodor, mit dem er zusammen eingezogen war und nun war er für diese Arbeit in Hela freigestellt worden.

In diesen Tagen in Hela, vom 10.3.1945 bis zu unserer Einschiffung am 24.3.1945, sind wir nicht mehr aus unserer Kleidung gekommen. Tiefflieger warfen Bomben und Tellerminen und dauernd war Alarm. Am 24.3.45 wurden wir zum Kriegshafen gefahren, unsere wenigen Habseligkeiten waren schon am Tage vorher eingeschifft worden. Gleich am Pier bekamen wir unsere Verpflegungsmarken. Aber wo ich auch mit meinen an der Hand haltenden Jüngsten ein Plätzchen suchte, war alles besetzt. Aber meine großen Töchter hatten mit Hilfe eines Besatzungsmitgliedes im Rauchsalon des Schiffes, was Besseres erwischt und nicht nur für uns, sondern auch für meine beiden Schwägerinnen und ihre Kinder sowie für Familie Sackmann.

Die Männer mussten, wenn sie noch nicht alt genug waren, zurückbleiben. So auch meine Brüder und mein Vater, der nicht daran dachte seine Heimat zu verlassen, solange seine Jungs dablieben.

Eine Begebenheit fällt mir ein, die erwähnenswert ist. Mein Vater fischte trotz großer Gefahr. Es sollte gebratene Heringe geben. Da ich mehr bei Alarm im Keller saß, als etwas oben zu kochen, besorgte es Vater. Nach Entwarnung sollten wir nun endlich etwas essen. Aber ich wunderte mich sehr über die blassen gebratenen Heringe. Da hatte doch Vater sich am Mehlteiler vergriffen und die Fische anstatt im Mehl in Ata gewälzt. Für uns waren sie ungenießbar, er aber meinte, was könne das schon schaden und aß weiter.

Vater kam noch mal zum Schiff und brachte ein Eimerchen mit Salzaalen mit, segnete uns und nahm Abschied. Nach einer Stunde legte das Schiff mit 7000 Flüchtlingen u. Besatzung ab. Dichtgedrängt wie die Heringe. Swakopmund, Isar und Pionier. Drei große Schiffe und Geleitboote im dröhnenden

Kanonendonner. Denn es wurde von Zoppot u. Gotenhafen geschossen und aus der Helaer Bucht die Kriegsschiffe. Gott sei mit uns, ob wir wohl sicher unser Ziel erreichen konnten stand in den Sternen. Für mich galt im Augenblick nur, dass, wenn was passieren sollte, dann wären wir alle zusammen. Ziel war Swinemünde. Aber da war inzwischen schon der Russe. Dann ging es nach Travemünde. Neben uns fuhren Einmannboote und W-Boote. Wir durften selten raus und die ganze Zeit spielte die Bordkapelle. Verpflegt wurden wir sehr gut. So liefen wir sicher in den Hafen von Travemünde ein. Kaum waren wir von Bord, war wieder Fliegeralarm und alle mussten zurück an Bord. Unser Kapitän, der die ganze Fahrt durchgestanden hatte, sah sehr übernächtigt aus und wünschte uns weiterhin alles Gute. Er selber wollte noch einmal versuchen, weitere Flüchtlinge zu holen.

In Travemünde stand ein Sonderzug für uns bereit, wir wussten aber nicht wohin es ging. Unterwegs wurden wir mit heißen Getränken und Broten verpflegt. Wir kamen nach Süderbrarup. Konnten kaum den Namen aussprechen und glaubten ins Schlaraffenland gekommen zu sein. Es gab Weißbrotschnitten, Wurst und warme Milch. Schon lange hatten wir solche Köstlichkeiten nicht mehr gegessen und begannen zaghaft auf ein neues Leben in der Fremde hoffen.

Für unsere Familie ging der Krieg glimpflich aus. Frieda, Theodor und ihre Kinder kamen mit dem Leben davon. Nach einigen Monaten Einquartierung auf dem Lande, bekam Theodor in Rügge, nahe des Ortes Süderbrarup, Anfang 1950 eine Schulleiterstelle, die er bis zu seiner Pensionierung innehatte. 1971 starb er dort 70-jährig. Frieda zog in ihren letzten Lebensjahren in die Nähe ihrer Tochter nach Flensburg und folgte ihrem Ehemann 1990. Sie hat ihre Heimat nicht mehr wiedergesehen.

In liebevoller Erinnerung aufgezeichnet von Enkelin Uta Robbe.